

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

Und sie erzählten. Der Freund hatte die Gläser frisch gefüllt und saß nun — hockte vielmehr aufmerksam auf seinem Schemel, die Hände zwischen den hochgezogenen Knien vornübergebeugt, die großen glänzenden, etwas hervorstehenden Augen abwechselnd auf den jeweilig Sprechenden gerichtet. Jetzt, wo die Rote der Erregung aus seinem Gesicht zurückgedrängt, sahen sie deutlich, wie spitz und fahl das im Grunde war. Und die kleine, hagere, kümmerliche Gestalt paßte dazu. Es war im Grunde ein trauriger Anblick. Aber die große, warme Freude lag wie Sonnenschein darüber und nahm alles Schmerzliche hinweg. Die beiden taten jetzt wie Philipp noch selber: sie wollten nur das Gute sehen und glauben! Und sie erwarteten sich an seiner Herzenswärme, die belebend wirkte wie der edle, alte Rheinwein in den schön geschliffenen Kristallgläsern.

„Es freut mich, daß du nach deiner alten Kamille fragst!“ sagte Philipp zu Marie. „Es geht ihr nicht sehr gut — das heißt: gerade Not leidet sie nicht, da wird für sie gesorgt — aber sie krankt an ihrer Einsamkeit, ihrer völligen Verlassenheit. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Dein Besuch wird ihr eine unendlich große Freude sein. Wir haben öfters von dir gesprochen, sie und ich.“

„Wo ist sie denn jetzt in Stellung?“

Philipp wurde ein wenig verlegen.

„Ja, siehst du — in Stellung ist sie nämlich gar nicht mehr. Es wollte sie keiner mehr nehmen. Sie hat so ein unglückliches Wesen, die arme Alte — immer schlechter Baune, immer im Begriff, was Übel zu nehmen.“

„Wer wo steckt sie denn? Ich hab' dich ein bißchen in Verdacht, guter Philipp, daß du ihr Unterschlupf gewährt hast.“

Philipp verwirrte sich abermals ein bißchen.

„O, nicht doch — nein! Das hätte meine alte Piese doch nicht zugegeben! Ich hab' aber manchmal mit ihr zu tun gehabt, weil ich meines Vaters Nachfolger in der Armenkommission geworden bin. Sie wohnt etwas armselig — das ließ sich nicht ändern — in einer kleinen Hinterstube beim Bäcker Michael. Ihr bestimt euch doch, nicht wahr? Es ist leider ein tüchtiges Ende von uns — ganz am Ende der Pahlgasse.“

„Ja, sie besannen sich und lächelten verstohlen. Für jemand, der seit drei Wochen in Berlin umherlief, gab's hier keine Entfernungen mehr. Sie erklärten, jetzt die alte Kinderfrau besuchen zu wollen, und forderten den wiedergefundenen Jugendfreund auf, mitzukommen und die kurze Zeitspanne, die dann noch für die alte Heimat übrig blieb, mit ihnen zu verbringen. Aber Philipp noch mußte darauf verzichten.“

„Ihr wißt, ich besitze nun unsere Apotheke ganz allein und trage die Verantwortung dafür! Und mein Provisor fährt heute über Land — zur Hochzeit seiner Schwester. Er kommt erst übermorgen wieder, und so lange bin ich ans Haus gefesselt. Ja, wenn ihr gestern schon gekommen wäret. — Ich dachte eigentlich, ihr könnt schon gestern.“

„Na, höre mal!“ rief Hans. „Du tust ja gerade so, als ob du uns erwartest hättest!“

Das sanfte, freundliche Gesicht des jungen Apothekers verwandelte sich. Es wurde alt, spitz, grau. Es war, als ob urplötzlich ein Schatten darüber fiel. Er schlug den Blick zu Boden.

„Ich habe euch gestern gesehen,“ sagte er leise. „Gestern um Mittag. Da wollte ich um Tor spazieren gehen und kam die Pfarrgasse hinunter, auf die alte, steinerne Brücke zu. Und da standet ihr beide mitten auf der Brücke — nein, Hans stand da, du, Marie, hattest dich gegen das Geländer gelehnt. Und ihr spracht erst gar nicht — mit einem Male fingt ihr an zu reden und euch umzuschauen und bald hierhin, bald dorthin zu zeigen. Da lief ich schnell auf euch zu, winkte und rief. Aber als ich ganz nahe heran war, stand niemand mehr da. Und da wußte ich, daß ihr sehr bald kommen würdet.“

Philipp hatte zögernd, wie widerwillig gesprochen. Jetzt wandte er sich ab, der Zimmertür zu. Die beiden anderen standen betreten und schweigend. Wieder wollte sie jenes wunderliche Bangegefühl überkommen. Aber es versank wieder vor der liebenswerten, lebenswarmen Persönlichkeit des alten Gespielen. Hans Imhoff schlang rasch einen Arm um die zarte Gestalt des andern. „Spielst du immer noch den Spökenkeller, Kleiner?“ fragte er fast zärtlich scherzend.

Philipp sah zu ihm auf, ohne gleich zu antworten. Es war ein tiefer, schmerzsvoller Blick, vor dem sich Hansens helle Augen senkten. Schon sprach die sanfte Stimme weiter:

„Wenn man so Gutes voraussieht, läßt man sich's gern gefallen. Aber es tut mir leid, daß ich davon geredet habe, — seit langen Jahren hab' ich das nie mehr getan, die große Freude ist daran schuld, die hat mir seit gestern mittag gar keine Ruhe gelassen. Diese hat die Puhstube instand setzen müssen — und Kuchen backen — und ich bin jeden Augenblick hier ins Zimmer gelaufen, um nachzuschauen, ob auch alles in Ordnung war. Ihr habt mir eine so große Freude bereitet, ihr Lieben.“

Sie standen jetzt abschiednehmend im Vorjaal. Ein junger, rotbackiger Herr mit feurig flatternden Schlipfenden und einem Handlöcherchen in der Decken kam grüßend die Treppe herunter. Augenscheinlich der abreisende Provisor. Marie drängte zum Aufbruch. Hans umarmte den gastfreien Jugendfreund mit Wärme:

„Wir wollen von nun an treu zusammenhalten, alle drei!“ versicherte er bewegt. Und der kleine Philipp nickte und lächelte:

„Ja, das wollen wir! Noch haben wir ja Zeit dazu!“

Schweigend, ohne sich umzusehen, ging Marie über den von spielenden Kindern froh belebten Marktplatz. Hans

blühte grüßend nach dem Rathausflügel hinüber, in dem jetzt seines Vaters Amtsnachfolger wohnte. Ihm war das Herz so weit aufgegangen beim Wiederbegegnen der Jugendgespielen, daß die Wehmut keinen Platz mehr darin fand. Der Sonnenschein spülte alles Trübe fort, und nur das Gute blieb — — —

„Denke, Marie! Ich spüre nicht die geringste Lust, auf den Kirchhof zu gehen, das Grab meines Vaters zu besuchen,“ sagte er plötzlich. „Es klingt sonderbar, nicht wahr, aber trotzdem ist's so: es würde mich geradezu stören, an Vaters Grab zu treten — er ist mir so völlig lebendig gegenwärtig, daß ich ihn überall zu sehen meine, als ob er neben mir herginge — — Hier ist die bessere Straßenpflasterung vollendet, die er angeregt hatte — hier steht das Denkmal für den alten Kaiser, zu dem er den Grundstein legte — dort drüben die Schule — er hat's durchgesetzt, daß sie so stattlich und lustig gebaut wurde. — Aber ich vergaß: Dir wird anders zumute sein — ich begleite dich auch sehr gerne zum Kirchhof hinaus, liebe Marie — oder wenn du allein gehen willst —“

„Nein,“ sagte sie kühl; „weder das eine noch das andere. Mir würden meine Gräber noch viel weniger sagen. Ich habe ja meine Mutter nie gekannt, und mein Vater —“ sie brach ab, hielt inne, sprach nach einer Pause ruhig, ohne Bitterkeit weiter — „mein Vater hat nie Zeit für mich gehabt. Ich habe ihn immer nur gestört. Mir wär's, als ob ich ihn auch jetzt nur stören würde. — Ich hab' noch gar nicht nach deiner Mutter, deinen Schwestern gefragt.“

„Mutter lebt in Brasilien bei Ita, die gut, ja glänzend an einen Kaufmann verheiratet ist. Mein Schwager wollte mich damals in sein Geschäft aufnehmen, aber die Sache zerfiel sich wieder — zu meinem Glück! Ich sähe sonst wohl dort festgenommen. Anna ist gleichfalls verheiratet — an einen Missionar in Kapstadt. Ich stehe im Grunde genau so allein in der Welt, wie du, Marie. Uebrigens — wenn das da drüben nicht die holde Hüterin deiner Kindheit ist, lasse ich mich hängen —“

„Wo? Wen meinst du?“

„Das hüschende Spukweibchen drüben an der Hausmauer. Stehst du's jetzt? So mausgrau, so unwahrscheinlich dürr, so verschrumptelt vermag kein anderes altes Weibchen anzusehen! Ich schlage vor, daß wir ihr heimlich folgen und sie erst vor ihrer Haustür überrumpeln.“

Er plätschte sich auf die andere Straßenseite und wies der kurzschichtigen Marie den Weg. Aber sobald sie erst die alte Frau erkannt hatte, von der sie fast allein im Leben Liebe empfangen, kam's übermäßig über sie: sie ließ sich nicht mehr von Hans zurückhalten, sie schoß davon, rannte einen schimpfenden Bäderjungen an, erreichte die Alte gerade am Eingang ihres Gäßchens und überfiel sie förmlich von rückwärts.

„Mille! Liebe, alte Mille! Da bin ich!“

Das Weibchen war dem Anprall kaum gewachsen. Es schrie erschrocken und ärgerlich auf, fuhr herum, starrte dem jungen Mädchen sprachlos ins Gesicht:

„Die Marie! Natürlich! Inurte sie nach einer atemlosen, kleinen Pause. „Kennst einen beinahe um — — — du wirst auch mein Lebtag nicht vernünftig!“

Marie stand entgeistert. Hans kam mittlerweile heran und begrüßte die Alte mit scherzhafter Gravität.

Sie sah ihn mißtrauisch an.

„Wer ist nu das wieder?“ brummte sie.

„Aber, Frau Kamilla! Kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr? Ich bin doch der Hans Imhoff!“

„So? Na — das war auch ein rechtes Bürschchen! Wie kommst du denn mit dem zusammen, Marie?“

„Wir haben uns in Berlin getroffen und sind zusammen hergefahren —“

„Wir hatten plötzlich so furchtbare Sehnsucht nach Ihnen, Frau Kamilla!“

„Das is ja allens Unsinn — — Na, denn komm' man'n bißchen zu mir, Marie — schön is es zwarstens bei mir nicht —“

Sie trotzte brummend voraus, Marie und Hans folgten. Er sah der Verdubten schelmisch ins Gesicht:

„Ich bin anscheinend nicht in die freundliche Einladung einbezogen!“ flüsterte er. „Aber ich komme natürlich mit. Ich lasse dich nicht allein in die Höhle der Löwin — das wäre unritterlich, feige! Fressen kann sie uns übrigens nicht — sie besitt, soweit ich's beurteilen kann, keinen einzigen Zahn mehr.“

Bäcker Michaels's Hans war halb erreicht. Die Alte führte den Weg durch die Hofstür einem Seitengebäude zu und kletterte gewandt die leiterartige Stiege zum einzigen Stodwerk empor. Sie schien überhaupt noch erstaunlich flink und geschickt, und das mehr als einfache Stübchen, in das sie den Besuchern voraus eintrat, leuchtete geradezu vor peinlichster Ordnung und Sauberkeit. Die Alte wischte mit der tadellos reinen Schürze ein paar Staubkörner von den beiden einzigen Stühlen.

„Da — setzt euch,“ befahl sie, ohne die Gäste anzusehen. Das „euch“ war das erste Zeichen, daß sie von Hansens Anwesenheit Notiz nahm. Marie setzte sich wie ein gehorsames Kind. Hans Imhoff aber schob der Alten den Stuhl zu und schwang sich gewandt auf die Ecke des blankgeschuerten Tannentischs.

„Vieher tot, als unhöflich!“ behauptete er. „Die Sitzgelegenheiten sind für die Damen. Sieh dich nur 'mal um, Marie, wie nett es hier ist! Diese kleinen Fenstervorhänge haben direkt einen köstlichen Schwung. Und sogar Blumen stehen auf dem Brette draußen — und die Kochtöpfchen blitzen und blinken nur so!“

Die Alte warf ihm einen schiefen Blick zu.

„Der macht sich wohl über mich lustig?“ fragte sie knapp. „Den hättest auch nich mitbringen brauchen, Marie —“

„Bitte sehr, Frau Kamille, ich habe Marie mitgebracht! Ich habe sie erst überreden — nein, geradezu zwingen müssen, heute früh mit mir herzufahren!“

„So! Na — denn hättest du ja nich kommen brauchen, Marie! Wer nicht gern und von selber kommt — der soll man lieber ganz wegbleiben!“

Hans sah seinen Fehler ein und versuchte gutzumachen. „Das wäre Marie aber höchst traurig, wenn Sie sie gleich wieder fortschicken wollten!“ sagte er. „Sie hat sich schon in der Bahn so innig auf ihre alte Mille gefreut — 'ne geschlagene Stunde lang hat sie immerzu nur von Ihnen gesprochen — und hier hat sie gar keine Ruhe gehabt, bis wir erst wußten, wo Sie wohnten, und auf dem Wege zu Ihnen waren.“

„So!“ sagte die Alte wieder. Sie stand noch immer und sah mit milderem Gesicht auf das still und ernst dastehende Mädchen. Langsam hob sie die dürre Rechte und strich Marie sanft ein-, zweimal über die Schulter. „Nimm doch den Hut ab — daß man dich ordentlich besehen kann!“ rief sie plötzlich hervor. „Ich — ich freue mich, daß du gekommen bist —“

Dürr und kantig wie sie selber war auch Frau Kamillas Sprache — selbst jetzt, wo sie von Freude rebete. Aber Marie verstand sie aus der alten Zeit und vielleicht auch aus der verwandten Wesensart heraus. Sie riß den Hut ab, warf ihn neben Hans auf den Tisch und schlang beide Arme um die spröde, alte Gestalt.

„Da hast du mich, Mille,“ sprach sie mit bedeckter, schwankender Stimme und zog die Stehende so dicht an sich heran, daß ihr blühendes, sanft bewegtes Gesicht dem alten verwitterten ganz nahe war — „da hast du mich, Mille!“ wiederholte sie noch leiser. „Nun sieh mich so genau an, wie du nur willst —“

Aber im selben Augenblick riß sie das Frauchen völlig an sich und verbarg ihre weinenden Augen an der Brust der alten Wärterin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ziel.

Erzählung von Alfred Semrau (Berlin).

Kaufmann Aberström pflegte zu sagen: „Zum Leben braucht man eine feste Hand und ein scharfes Auge, das das Ziel immer vor sich sieht. Denn ein Ziel hat doch jeder —“ Während er aber diese Sätze mit erhobener Hand eindrucksvoll begleitete, hielt er nun einen Augenblick nachdenklich inne, blühte stürmisch und vor sich hin und fügte dann gedämpfter hinzu: „Wenn auch die andern meinen, daß es nicht der Fall sei.“ Dann dachte nämlich Aberström an seinen Buchhalter Brandide, dessen Lebensführung und Lebensziel für ihn stets in einem beunruhigenden Zwielicht blieb.

Brandide war mit Aberström groß und grau geworden. Als Aberström noch seinen kleinen niederen Laden am Hafen hatte, war Brandide als Kommis zu ihm gekommen und hatte ihn auf allen erfolgreichen Stappen treu und fleißig begleitet, bis er jetzt in dem großen Geschäft am Markt seit Jahren als erster Buchhalter antretete. Aberström war ohne Brandide nicht zu denken. Aberström hatte seinen unentbehrlichen Gefährten fast den ganzen Tag unter den Augen, aber von den Gedanken und Gefühlen Brandides mußte er so viel wie damals, als der junge Kommis Stellung suchend zu

Ihm kam. Für ihn war und blieb der Buchhalter einverfestigtes Buch. Sollte Brendide wirklich nichts anderes als eine wunderbare funktionierende Mechanik sein, ein Mechanismus, der einen menschlichen Körper angenommen hatte? Sollte er ein Mensch sein, der etwa kein Ziel hatte, der nur aus Gewohnheit lebte und seine Tage maschinenhaft abspann?

Wenn Oberström ihn beobachtete, war er oft geneigt, diese Fragen, die er sich vorlegte, mit einem klaren Ja zu beantworten. Brendide hatte in seinem Aussehen etwas, das ihm mit seiner Bemerkung recht zu geben schien. Er erinnerte an einen hochaußergesetzten bürren Volksschullehrer mit magerer Gestalt, der mit seinem hübschen Geld gut Haus halten mußte, der seine Sachen auftrug, bis sie einen blanken Schein im Rücken und an den Armen zeigten und der sich bestimmt niemals satt aß.

Er hatte ein kleines Zimmer bei einer verwitweten Steuerfrau, die ihm die Wirtschaft besorgte und seine Kleidung und Wäsche instand hielt. All das konnte nach Oberströms Berechnung nur wenig Geld kosten. Auch sonst lagen Brendides Verhältnisse klar vor ihm. Er hatte keinen Anhang außer einem Bruder, der weit ab, verheiratet und mit Kindern reich gesegnet, seinem mühsamen Beruf als Reisender für eine kleine Manufaktur nachging und im Laufe all der vielen Jahre nur einmal zu Besuch gekommen war, ohne daß es auf Brendide irgendeinen sichtbaren Eindruck gemacht hätte.

Oberström glaubte damals die günstige Gelegenheit gekommen, um einen Blick in das Innenleben seines Buchhalters tun zu können, und hatte ihn zu sich, wie er das manchmal zu tun pflegte, auf ein Glas Sherry und eine Zigarre geladen. Aber Brendide rauchte und trank gelassen wie sonst und sprach nur von Geschäften. Wie Oberström voller Ungeduld auf sein Ziel losging, erklärte der Buchhalter: „Mein Bruder wollte nur sehen, ob ich noch lebe. Ich hatte drei Jahre lang nicht an ihn geschrieben.“ Als nun noch Brendide auf die weiteren Fragen seines Chefs kurzfügig, daß gar keine Zwillinge zwischen ihnen bestände, die eine solche Entfremdung begründet machte, redete sich Oberström in Harnisch und bewies ihm, daß Blutsverwandte unter allen Umständen zusammenhalten müßten und wenn man schon selbst sich kein Ziel im Leben gesetzt habe, müsse man das Ziel der einem am nächsten Stehenden zu erreichen trachten und dadurch seinem Dasein einen Inhalt geben.

Brendide blinnte einer aus seiner Zigarre aufsteigenden feinen Rauchwolke nach, bis sie in dünnen Schleieren auseinanderfloß, nickte einige Mal, trank sein Glas leer und sagte dann: „Ja. So mag es wohl sein, Herr Oberström.“ Der Kaufmann glaubte auch ein schlüßiges Räseln um die schmalen, blauen Lippen des Buchhalters ziehen zu sehen, aber das mußte wohl ein Irrtum sein, denn kein Mensch in der Stadt konnte sich erinnern, je Brendide keiner das Gesicht verzieren gesehen zu haben. Wie der Buchhalter ging, hatte Oberström das erbebende Bewußtsein, ihn mit festen Worten auf den rechten Weg gewiesen und ihm das Ziel gezeigt zu haben, das ihm eine Fadel durch das Dunkel war, in dem er bisher getappt hatte.

Aber Brendide hatte wirklich gefächelt. Versteht, fast unmerklich. Nicht über Oberströms Eifer, sondern daß sein Chef unvernünftig das Rechte getroffen hatte.

Der Buchhalter hatte zwanzig Jahre lang gespart, um dann all das Geld gleichgültig wie bedrängt durch seine Nase, fortzugeben.

Brendide hatte ein Ziel, wie es jeder hat. Und dies Ziel hatte er sich früh gesetzt und ihn strebte er mit Kraft und Treue zu. Aber er sprach nie zu jemandem davon, wenn er es auch ohne Scheu hätte tun können, denn es lag durchaus im Bereich der Möglichkeit und er kam ihm mit jedem Jahre fast automatisch näher.

Er hatte es ganz zufällig gefunden. Eines Sonntags, als er seinen gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang machte. Der führte ihn immer den gleichen Weg, an den Hafen hinab, wo er lange stand und die Barken und Segelschiffe betrachtete, die in hier-täglicher Ruhe still lagen und die mit Oberström in enger Beziehung standen, am Ufer in die Höhe über ein mit kleinen Häuschen besetztes Gelände zu einem Buchenwäldchen, von dem man die See im Wechsel des Blicks halb dunkel wie erstarrendes Erz, bald stimmend in zuckenden silbernen Streifen sah. Nahe dem Wäldchen, etwas vorgeückt, stand ein kleines weißes Haus mit einem schmalen bunten Garten vor der Front. Neben der Tür war eine grünelnde Bank, auf der eine junge Frau, von zwei Kindern umspielt, saß. Sie blickte von Zeit zu Zeit mit einem sanften mütterlichen Lächeln zu ihnen hin. An der Tür lehnte ein Mann mit langem, blonden Bart, unverkennbar ein Seemann, der aus einer kurzen Weise rauchte und an dem Spiel der Kinder durch laute unterbrechende Zurufe teilnahm.

Dies Bild hinterließ in Brendide einen unauslöschlichen Eindruck. Es war für ihn der Abglanz eines tiefen, von häuslichem Glück umstrahlten Friedens. Er hatte bisher wirklich seine Tage maschinenhaft abgespannt. Am erwachte und erstarrte in ihm der Gedanke und der Wunsch, einmal — in Jahren — auch so ein Häuschen, nein, dies Häuschen zu besitzen. Ganz plötzlich ertönte dies Verlangen in ihm auf, um ihn nicht mehr weinzugehen. Jetzt hatte er sein Ziel. Und ganz vage waren mit dem Erwachen des Häuschens auch verbunden lebende Vorstellungen von einem ruhigen Leben, fern von den Geschäften und abseits von der lärmenden

Welt, von einem Bild, wie es ihm in der Sonntagsstunde vor dem Häuschen in einem schönen Bild vor die Augen trat. Von einer Frau und Kindern. Von Tagen, die feiertäglich umsonst vergingen.

Solange ihn die Arbeit auf sein Kondor und seine Geschäftsbücher schmeißte, konnte er an all das nur denken wie an einen fernem Traum. Aber es lag ja in seiner Macht, ihn einmal zur Wirklichkeit werden zu lassen. Und wenn er abends heimkam in sein kleines Zimmer und Frau Dirksen ihm sein beschreibendes Abendrot brachte, dann webte er in seiner Stille an seinem Traum.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

* **Lucydoten von Kaiser Wilhelm I.** Im März, in den Geburts- und Todestag Kaiser Wilhelms I. fällt, werden unwillkürlich Erinnerungen an diesen ersten Kaiser im neu geeinigten Deutschen Reich wieder rege, dessen lebenswürdige Persönlichkeit sich so leicht alle Herzen gewann. Während seines Badeaufenthaltes in Ems 1886 sprach der Kaiser auf einem Spaziergange einen Adelten an, der sich an der Wandelhalle aufgestellt hatte, um den Monarchen zu begrüßen. Im Laufe des Gesprächs fragte er ihn, was er zu werden beabsichtige. „Feldartillerist, Euer Majestät!“ war die Antwort. Hierauf meinte der Kaiser: „Als Sie mit dem Wort „Feld“ begannen, glaubte ich, Sie wollten Feldmarschall werden!“ — Als der Kaiser sich einmal auf der Rheinbahn befand, bereitete ihm dies soviel Vergnügen, daß er die Heimfahrt über die beabsichtigte Zeit wieder und wieder ausdies, so daß man schließlich fürchtete, die Ankunftszeit werde für den alten Herrn zu groß sein, und ihm zu bedenken gab, daß nachher der Widrang der Wagen so groß sei, daß die Rückfahrt sich noch mehr verzögern würde. „Ach wo!“ meinte der Kaiser, die Berliner lassen ihren König immer durch!“ — Sehr drollig ist das folgende Geschichtchen, das sich in der letzten Lebenszeit des Monarchen zutrug. Kaiserin Augusta pflegte jeden Morgen beim Erwachen als erste Frage an ihre Umgebung zu richten: „Wie geht es dem Kaiser?“, und man war immer hierauf vorbereitet, einen genauen Bericht erteilen zu können. Als der Kaiser von dieser liebenden Fürsorge seiner Gemahlin hörte, verabredete er mit der Umgebung der Kaiserin eine Rederei, und als diese an anderen Tage wieder nach dem Erwachen jene Frage äußerte, ertönte hinter den Bettgardinen die Antwort: „Ihm geht es gar nicht gut; seine liebe Gemahlin hat die Zeit verschlafen, anstatt mit ihm gemeinsam das Frühstück einzunehmen!“ — Und mit den letzten Worten trat der Kaiser selbst in das Gemach der Kaiserin, die man auf sein Gebot hin hatte über die gewohnte Zeit schlafen lassen. — Wie jetzt während der Kaiser selbst gegen ganz fremde Personen war, erwies sich bei einem Aufenthalt in dem Anstalt der Stebziger Jahre in Gastein. Als er eines Tages ausgegangen war, und ein Hausmädchen seine Gemächer, um sie zu reinigen, betrat, fand sie sämtliche Teppiche der vom Kaiser bewohnten Räume in einem Zimmer zusammengetragen. Der Diener erklärte ihr diese Seltsamkeit damit, daß der Kaiser selbst erfahren habe, daß unter seinem Zimmer ein Schwerkranker liege. Das schlechte Wetter aber hatte den Kaiser am Ausgehen verhindert, und da er sich trotzdem Bewegung machen wollte, so habe er die Teppiche in einem Zimmer zusammengetragen lassen, um darauf lautlos einhergehen zu können.

* **Prokus- und Zuzenzwiebeln als Viehfutter.** Um dem Mangel an Futtermitteln abzuwehren, werden und werden aus dem neutralen Ausland vielfach Zuzenzwiebeln bezogen, die früher noch niemals als Viehfutter verbraucht worden waren. Daher ist es begreiflich, daß über die Vor- und Nachteile neuer Verfahren noch mancherlei Unkenntnis besteht. Auch Prokus- und Zuzenzwiebeln werden, wie die Chemiker-Zeitung ausführt, seit kurzem zum Zweck der Verfütterung an Hausiere von Holland nach Deutschland geliefert. In Beantwortung zahlreicher Fragen, ob diese Zwiebeln unbedenklich zur Fütterung verwendet werden können, setzt manmehr die Chemiker-Zeitung die Ergebnisse einer genauen Untersuchung in dieser Beziehung auseinander. Vorauszusetzen wird, daß der Bezug der Zwiebeln sich um so mehr lohnt, als sie einen hohen Kohlenhydratgehalt haben und die Preise niedrig sind. Doch ist ein allgemein gültiges Urteil schwer zu fällen, da beim Prokus die Zusammenziehung der Knollenbestandteile vermutlich ebenso verschieden ist wie die Blütenfarben. Darum wurden als Stichproben verschiedene der angebotenen Zwiebeln chemisch und biologisch untersucht. Dies führte zur Feststellung, daß die untersuchten Zwiebeln ausnahmslos Saponin oder ein Saponingemisch enthalten. Darum ist bei der Verfütterung der aus Holland angebotenen Prokuszwiebeln große Vorsicht nötig, und man tut am besten, damit genant so zu verfahren, wie mit den Menzeilknollen. Schweine, die nicht mehr ganz jung sind, können damit gefüttert werden, indem man zuerst geringe Mengen nimmt, dieselben allmählich steigert, bis schließlich auch rospredt mit den Zwiebeln gemäht werden kann. Für Ferkel jedoch sind die Zwiebeln giftig. Dies stimmt auch mit einem Bericht der holländischen Reichsversuchsanstalt in Wageningen überein, nach dem die Prokuszwiebeln sich für die Fütterung von Schweinen und auch von Mähdhähnen — bei den letzteren genau wie mit Futterrüben gemischt — eignen. Die Verabreichung der Zwiebeln an Jungvieh

sollte aber auf jeden Fall unterbleiben. Auch bei den Tulpenzwiebeln handelt es sich um zahlreiche Warten. Untersuchungen durch Wlodan, Fütterien und Verwendung des Mikroskops ergaben, daß in den Zwiebeln der Tulpen ziemlich große Mengen eines für Menschen und auch für Vögel giftigen Alkaloids enthalten sind. Auch bei Mäusen erwies sich dieses Alkaloid bei Einspritzungen als giftig, und auch die mit solchen Zwiebeln gefütterten Mäuse gehen zugrunde. Die holländische Weidwundkrankheit erklärt aber, daß in Holland die Tulpenzwiebeln in gut geklärten Zustände sogar roh an das Vieh verfüttert werden. Bei Wälschlägen soll hierdurch sogar der Milchtrag gesteigert werden. Auf Grund dieser Erklärung hält die Chemiker-Zeitung es für angebracht, auch in Deutschland Fütterungsversuche vorzunehmen. Es wird dabei geraten, zuerst nur die gutzerkleinerten Zwiebeln in gelocktem Zustand zu verabreichen und vor der Fütterung das Aufgusswasser zu beseitigen. Wenn die Tiere daraufhin völlig gesund bleiben, kann man auch das Rohwasser auf den Zwiebeln belassen und es schließlich auch mit ungekochten Zwiebeln der Tulpen versuchen, da das Tulpen auf Pflanzenwässer nicht so zu wirken scheint wie bei jenem Mäusen auf Mäuse und Mäuse.

* Der Torf als Pflanzendünger. In der jüngsten Sitzung der Londoner Gesellschaft für Pflanzenkunde hat Professor Bottomley über einen von ihm erfundenen Pflanzendünger gesprochen, den er „Dumogen“ getauft hat. Wie Bottomley mitteilte, beruht seine Erfindung auf der Bakterisierung von Torf; gewöhnlicher Torf wird einer Bakterienart überlassen, die ihn in vier bis sechs Tagen in einen weißen Stoff verwandelt, die, wie die Analyse erwies, 50 mal soviel Nährstoff für Pflanzen enthält wie die gleiche Menge Duna. Professor Bottomley zeigte zur Erläuterung eine ganze Menge Kumen und Pflanzen, die er mit Hilfe seiner Erfindung teils in Keim, teils in besonders unfruchtbaren Teilen Englands gezeitet hat. Wie er erklärte, hat er mit seiner schwachen Lösung seines Dumogen Nadieschen und Tomaten auf Sandboden und Kartoffeln auf Torfboden erzielt. Etwa 4/5 Acre Land haben bei Behandlung mit einer Tonne des neuen Pflanzendüngers 41 Prozent mehr Kartoffeln geliefert als ähnliches Land bei Behandlung mit 20 Tonnen Düng. Bottomley schloß mit der Mitteilung, daß die Herstellung des Präparates außerordentlich billig sei; obwohl eine Tonne Torf auf etwa 50 Mark zu stehen komme, könne die Tonne Pflanzendünger für 120 Mark abgegeben werden.

* Die französische Drückerberger-Selbstsucht. Die Drückerberger hat in Frankreich, einer in den Naturwissenschaften angelegenen Methode nach zu schließen, besonderes Raffinement entwickelt. Nicht gewöhnliches Simulantentum, beabsichtigte Schußverletzung oder Schwächung des Organismus durch allerlei Erzfelle sind dabei gemeint, sondern eine regelrechte Erzeugung scheinbar gefäßichtiger Krankheitserscheinungen wird erlitten. Als Mittel dient die Vitrioläure, die bekannterweise auch sonst ein ausgedehntes und vielseitiges Verwendungsgelände als Sprengstoff, als Seidenfarbstoff, Schönungsmitel bei Pflanzen und ihres Geschmacks wegen als Verfallsungsmittel besitzt. Diese neueste und untrügerischste Anwendung hat in französischen medizinischen Fachschriften in den vergangenen Monaten lebhaft Debatten über die Frage des sicheren Nachweises einer solchen Vitrioläure-Selbstsucht hervorgerufen. Nach Murat und Durand soll der gewohnte Hwed schon mit 0,2 g Vitrioläure erzieht werden können. Der Nachweis ließe sich nur dadurch bewerkstelligen, daß in verdächtigen Fällen im Harn auf Vitrioläure, auf welcher die Vitrioläure im Organismus reduziert wird, geprüft wird. Für solche Untersuchungen werden von den französischen Autoren eine ganze Reihe empfindlicher Reaktionen angegeben. Uebrigens ist dieselbe Vitrioläure ein vorzügliches Mittel, um den Schmerz bei Brandverletzungen zu lindern, weshalb sie auch zur Imprägnation von Brandbinden dient.

Büchertisch.

— Deutscher Wille (Kunstwart). 2. Februarheft 1917. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — Das Heft wird eingeleitet durch einen Aufsatz über „Klinger, die Gegenwart und Zukunft“. Der nunmehr 60jährige Meister erzählt hier von dem berühmten Kenner Klingerischer Kunst, Avenarius, eine Würdigung, die in leichtem Clauderton an die schweren Probleme heranführt und das Wesentliche der schöpferischen Persönlichkeit Klingers, seine Phantasie und ihre zur mannigfachen Gestaltung drängende Kraft, hervorhebt. Zum 75. Geburtstag E. v. Hartmanns bringt V. Th. Hoffmann einen Aufsatz, der „Vom Unbewußten“ handelt und in dem diese von Hartmann einst so hervorgehobene, jetzt oft zu sehr vergessene Macht wieder in ihrer Bedeutung für die Gegenwart gekennzeichnet wird. Wolfgang Schumann berichtet über „Vrosabildung aus der Schwere“ und geht den Richtlinien nach, welche die Entwicklung des schweizerischen Romans der letzten Jahre einschlägt. Elfe Meißner behandelt das Problem „Typenbildung — eine nationale Notwendigkeit“ und fordert die Ausbildung des Typus zur Entwicklung und Ausbreitung deutscher Kultur. Einen wertvollen Beitrag zur

Völkerpsychologie im Kriege bietet Johannes Wittes Aufsatz „Weltkrieg und Europa im Urteil der Asiaten“, worin besonders auf die Wirkungen eingegangen wird, welche die weltgeschichtlichen Ereignisse auf China und dessen führende Geister wie Ku Hung Ming ausgeübt haben. Des weiteren wird das Gedächtnis eines der Not der Zeit entsprechenden deutschen Dichters des Mittelalters Johannes von Saaz wachgerufen und Proben aus dessen wichtiger Dichtung „Der Aker mann und der Tod“ mitgeteilt. Sein dichterischer Neubeleber findet eine Besprechung in dem Beitrage „Mahlis-Romane und Novellen“. Aus der reichhaltigen Rundschau seien noch hervorgehoben: R. O. Erdmann, Besinnliches zum Fremdwörterstreit. Fritz M. Behr, Steinöl, Erdöl — oder doch Petroleum. Schumann, Jakob Kruden f. Viebscher, Bedankliches vom Lautenliebe. Werner Mahrhols, Neue und alte Kunst. Polenske, Zum preussischen Fideikommissgesetz. Hoffmann, Ein Weltbund des Deutchtums. Lauffchner, Friedensstille und Schwindelstille. Derselbe, Zum Fall Rasputin. Kraßmüller, Schulangst. Reihe Bilderbeigaben zu Klingers Kunst beschließen das Ganze.

— Die Hungerblockade, mit deren Hilfe England die Mittelmächte auf die Knie zu zwingen gedachte, wird dank der Aufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges zu einem Pfeil, der auf den Schützen selbst zurückspringt. Die Ausstungerangsmethode gehört zu den liebsten Praktiken der Engländer. In den Jahren 1848/49 ließen sie in Irland über eine Million Leute Hungers sterben, wie aus einem staunenden Vullageartikel „Das Grüne Irland“ von Dr. Georges Chatterton-Hill, dem Freunde Sir Roger Casements, zu entnehmen ist, der in der neuesten Nummer 3844 (Kriegsnummer 185) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) zur Veröffentlichung gelangt. Nicht minder fesselnd lesen sich die Tagebuchergüsse eines bei Kut el Amara gekangenen Engländers, der die Leiden der mesopotamischen Expedition gründlich ausgekostet hat. Interessante Aufnahmen von der Tätigkeit des roten Halbmondes führen uns in die Palmenhaine und Wälder an der türkischen Suezkanalfront. Zeichnungen Richard Ahmanns zeigen die Leistungen der österrödisch-ungarischen schweren Artillerie im Kriege gegen Rumänien. Anschauliche Bilder von den Taten der österrödisch-ungarischen Marine hat I. u. I. Nordetenkapitän Freiherr von Namberg beigezeichnet, und Graf Scapinelli schildert die Fahrt an Bord eines I. u. I. Kriegsschiffes in der Adria. Badernde Stimmungsbilder von weiblichen Kriegsschauplatz liefern Martin Frost und Hans Budt. Die Leistungen der deutschen Luftstreitkräfte im Weltkrieg verherrlicht Major a. D. von Schreibershofen. Kaiser Karls neuen Hofstaat lernen wir im Wido kennen. Das Winterleben im Spreewald geben eine Reihe gelungene Aufnahmen wieder. Dem großen deutschen Meister Peter Cornelius ist anlässlich der 50. Wiederkehr seines Todestages ein reich illustrierter Beitrag gewidmet, dessen textlicher Teil den Biographen von Cornelius, Geheimrat Professor Dr. Edert (Köln), zum Verfasser hat.

— Alexander Buschlin: Bique-Dame, Das Edelsträulein als Bauerin. Nr. 9 der „Weltliteratur“, München 2, Hürberggraben 24, die jede Woche einen der besten Romane oder Novellen zum Preise von 10 Pfennig veröffentlicht.

— Das levantische Programm. Des Deutschen Reiches und Volkes Weg in die Welt von Otto von Schwargeneag. Geschrieben an der Front im Osten 1916. Verlag von Krüger & Co. in Leipzig. Mk. 1,—.

— Wittenberg-Antwerpen, die beiden eht stämmischen Städte als Hochburgen ewangelischen Glaubens von Pastor Otto Böke. Leipzig 1917. Verlag von Krüger & Co. (0,75.)

— Hochland. Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Muth. Jos. Köfeler Buchhandlung, Kempten und München. Vierteljährlich Mk. 4,50.

— Vong's illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild“. 115.—117. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Vong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— Bessel, D. Dr. von, Erinnerungen aus Berufsreisen an die Front März und August 1916. Leipzig. Krüger & Co. Mk. 1,—.

— Kürschners Bücherchau. Band Nr. 1106: „Wieses Peirat.“ Dumoreste von Olga Cordes. 96 Seiten Umfang. — Preis 40 Pfg. — Fern. Vllger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

Ergänzungsriefel.

—zer, S—n, —le, Pa—e, We—.

Statt der Striche ist jedesmal die gleiche Anzahl passender Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingestrichelten Buchstabengruppen bezeichnen, worin unsere Truppen sind. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Viel Ehr'.